

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 9

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bessere Zukunft

Ich kann jetzt weder humoristisch noch satirisch sein. Obwohl ich seit meiner Jugend versuche, den Nebel zu spalten. Meinen eigenen, der mich oft so undurchdringlich einhüllt und jedes Sehen verhindert, und jenen, der unsere Städte, Politiker und unser Denken umwallt. Da ist nichts mehr zum Lachen, auch nichts, um mich über andere lustig zu machen.

Oder sollen wir über unseren Untergang noch lachen? Ich bin nur traurig, dass wir alle nicht

Mary Lou von Werdt

mehr sehen können. Statt dessen plappern wir nach, was uns andere vorschwatzen, die es besser wissen müssten.

Da stirbt unser Wald mehr und mehr, dass es selbst unsere Kinder sehen können. Allmählich nehmen es auch die Parlamentarier wahr. Vor einem halben Jahr noch sagte ein Rechter: «Das ist doch alles eine Erfindung der Linken.» Was die Linken sagen, darf nicht recht sein – und umgekehrt. Vielleicht werden sie noch streiten, wenn kein Baum mehr steht.

Zuerst wurde der Borkenkäfer

zielstrebig bekämpft und ausgerottet: «Wir werden das schon in den Griff bekommen!» Doch jetzt wird der Wald zum Patienten Nummer eins erklärt. Etwas scheint unwiderruflich gefährdet zu sein. Es geht um Leben oder Tod. Man wird Unsummen von Geld in die Wälder verlocken, so wie ins Gesundheits-(sprich Kranken-)Wesen, ohne je Wald oder Menschheit retten zu können.

Doch: sehen wir immer noch nicht? Kann ein über Jahrhunderte gewachsener Wald einfach so sterben, ohne uns? Ist er nicht ein Symbol für uns alle? Ist nicht etwas an unserem Denken falsch, krank, dass wir immer noch glauben, alles sei machbar, mit Geld und mit Technik?

Sterben wir nicht alle mit jedem einzelnen Baum, langsam, lange Zeit unsichtbar und von innen her, bis die tödliche Krankheit auch aussen sichtbar wird? Wie ein Krebsgeschwür: Wenn man es erkennt und bekämpft, ist es meist schon zu spät.

Ich bin aber auch zuversichtlich, weil ich sehe. Ich kann verändern, jeder kann verändern. Die Umkehr zur Gesundheit wächst von innen nach aussen, so langsam wie das Sterben. Ich erkenne mich als Teil des Ganzen. Ich darf nicht wuchern für mich allein, egal, was mit den andern geschieht. Ich fühle mich verantwortlich, lerne verzichten, weil ich in meinen Kindern weiterle-

ben möchte. So gebe ich der Erde zurück, was ich ihr selbstherrlich entwendet habe.

Mit Anklagen und Wehklagen verändern wir nichts. Geld, Macht und Machenschaften nützen wenig.

Das Parlament ist machtlos, solange jeder einzelne machtlos ist. Schieben wir nicht alles auf die «Grossen»? Sie spiegeln nur unsere Grösse oder Kleinheit. Unsere Macht beginnt in unserem Herzen, in unserem Denken. Dort erbaut sich jeder seine eigene Heilung, sein Heil.

Könnten wir nicht unser aller Denken zu einem neuen Wald von Bäumen vereinen, der den Nebel spaltet und unsere Schritte in eine bessere, gemeinsame Zukunft lenkt?

Drei Taufen

Um Gottes willen, die Kirchenglocken! Bei Kaffee und Kuchen hatte die Taufgesellschaft in Erinnerungen geschwelgt. Plötzlich schossen alle wild durcheinander, und der arme, noch nicht eingekleidete Täufling verbat sich die Störung aus vollen Lungen. Recht unfeierlich verlief denn auch der Gang zur Kirche, wo ein ratloser Pfarrer bereits nach uns Ausschau hielt. Hinter einer sehr korrekten anderen Taufgesellschaft drückten wir uns still in die Bänke.

Sollte mir der liebe Gott je ein

Kindchen schenken, in Ruhe und Ordnung müsste sein Tauftag verlaufen ...

Ein paar Jährchen später: Kaffee, Kuchen und Erinnerungen, aber unser hübsch hergerichtete Töchterchen transportbereit, unsere Blicke auf die Uhr gerichtet. Da geschah es. Wer fuhr mit wem? Das Geflatter und Gegacker um die Autos herum hätte jedem Hühnerhof wohl angestanden. Statisten wie Tanten oder Bekannte entschwebten in den vordersten Wagen, uns Rampenlichtfiguren, Eltern und Taufpaten, blieb gerade noch das hinterste Auto.

Fünf Minuten später trabten zwei sonntäglich gekleidete Paare los. Zurück blieb ein leerer Wagen mit bockigem Motor. Wir schafften es noch, beim ausklingenden Glockengeläute in die Kirche zu schlüpfen. Vorne, neben dem Pfarrer, standen wir, allen Blicken ausgesetzt, mit rasendem Puls, und bekamen von den eindrucklichen Taufworten leider nur wenig mit. Die lieben Verwandten sassen ausgeruht in den Bänken.

Sollte uns der liebe Gott noch einmal ...

Zwei Jahre später: Töchterlein Nummer zwei kam in Nordfrankreich zur Welt. Der jugendliche Pfarrer, in Jeans und Sportpullover, besuchte uns und erledigte schwungvoll alle Formalitäten.

Am Tauftag, im trüben, nasskalten November, musste unser Auteli alle erdenklichen Startests bestehen, und das gesamte Tagesprogramm wurde durchgezerrt. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt respektive den Pfarrer gemacht.

Diesmal gab es weder Kaffee noch Kuchen, dafür einen so mustergültig frühzeitigen Aufbruch, dass wir beim allmählichen Eintreffen der übrigen Kirchenbesucher im eisigen Gotteshaus erstarrt aneinanderklebten. Unser sportlicher Pfarrer versuchte dem schwächlichen Harmonium als musikalische Einleitung feierliche Töne zu entlocken. Herein schritt der amtierende ältere Pfarrherr. Beim Anblick des frierenden Gruppenbilds mit Täufling stutzte er einen Augenblick lang, sandte einen vorwurfsvollen Blick Richtung Harmonium und blätterte hastig in seiner Bibel. Ganz nahe trat er an uns heran: «Knabe oder Mädchen? Wie heisst sie? Weitere Vornamen? Wann geboren? Vornamen der Eltern?» und so weiter. Der Flüsterdialog dauerte



①



②



eine ganze Weile, das Notizbuch nahm alle Angaben umständlich auf. – Ein verstohlener Blick über die Schulter. Viele Gesichter: Erstaunen, Verständnislosigkeit, auch Amüsiertheit.

Die Kälte wurde bohrend, doch der weisshaarige, nicht mehr so flexible Gottesmann wischte sich den Schweiss ab. Hallten nicht die Worte der Heiligen Taufe an jenem Sonntag in leicht verunsichertem Bass durch den Raum? Doch denke ich, der liebe Gott drückte bestimmt ein Auge zu.

Besonders inbrünstige Töne geleiteten uns später ins Freie, als ob das altersmüde Instrumentchen für seinen pflichtvergesenen Spieler Abbitte leisten wollte.

Übrigens: im Jahr darauf, bei der Taufe unseres Söhnchens, ging dann überhaupt nichts schief.

Marianne Gautier

C'est le ton ...

Kürzlich versuchte ich einen Text über die Hilfsmittelberatungsstellen für Behinderte in medizinischen Zeitschriften unterzubringen. In der einen wurde der Beitrag gerne und ohne Einschränkung abgedruckt, in einer anderen traf ich offensichtlich weder den in der Zeitschrift üblichen, niveaumässigen Ton noch den medizinisch gefilterten Gehalt. Die Absage (dank einer beigelegten Photo – leider! – nötig) war unmissverständlich: «... für unsere Qualitätsbedürfnisse unbrauchbar ...»

Erheitert haben mich die fünf gewundenen Zeilen, um nein zu sagen. Nein danke! wäre kürzer zu schreiben gewesen, aber wohl zu einfach für Akademiker.

Sei's drum! Hoffentlich bekommt die Redaktion auch 1985 genügend hochqualifizierte Texte für ihre Zeitschrift der höheren Sphären.

Hanni Gerhard

Dreifach genäht ...

Ein Reisebüro schickt mir seinen «Ferienkatalog 85» ins Haus. Das wäre zwar in meinem Fall nicht nötig, ist aber informativ. Beim Durchblättern stelle ich mit Befriedigung fest, dass es rund um den Erdball kein Land mehr gibt, das sich der touristischen Erschliessung widersetzt hat. Recht so! Man weiss ja, wieviel das Ausschwärmen der mit Shorts, Kamera und Sonnenbrille bewehrten Westeuropäer in die

hintersten Erdenwinkel für die Völkerverständigung bedeutet. Zudem – und wer wollte das bestreiten? – kommen die öden Sandstrände mit ihren langweiligen Palmen doch sehr viel attraktiver zur Geltung vor der Kulisse grosszügig konzipierter Hotels. Die dürfen gut und gern 20 Stockwerke hoch sein, da fühlt sich der Gast wie zu Hause. Das bisschen Meer und Grünzeug nimmt er dann schon in Kauf.

Doch das ist nicht des Pudels Kern. Der liegt anderswo. Nämlich in der befremdlichen Tatsache, dass mir drei Wochen später derselbe Katalog von einem anderen Reisebüro (mit Absender) ein zweitesmal und zwei Tage darauf anonym ein drittesmal zugesandt wird. Ich bin nun ungewollt Besitzerin von 894 Seiten buntbedruckten Qualitätspapiers, das insgesamt 2,13 Kilo Gewicht auf die Waage bringt.

Auf dem nächsten Gang in die Stadt lenke ich meine Schritte hin zum Büro des Absenders von Nummer zwei meiner Katalogsammlung. Fünf zu diesem Zeitpunkt offenbar unterbeschäftigte junge Damen blicken mir erwartungsvoll entgegen. Bedauerndes Kopfschütteln: «Leider nein, ich wünsche nichts, aber ich bringe Ihnen etwas zurück.» Die zwei noch unangetasteten Reklamehefte lege ich auf ein niedliches Pültchen und erkläre den Sachverhalt. «Aber», haucht das angesprochene Reisefräulein, «wir wissen ja nicht, an welche Adressen die anderen Reisebüros ihre Kataloge senden.» «Eben. Und es darf deshalb angenommen werden, dass vielleicht tausend und mehr Haushaltungen mit Doppelt- und Dreifachsendungen beglückt werden. Sehen Sie ...» Was ich nun über Rohstoffe, Energie, Sparappell, Verantwortung jedes einzelnen sage, braucht hier nicht wiederholt zu werden, weil es jeder Nebi-Leser weiss. Ich schaue in die Runde: Ohren sind gespitzt, Augen blicken mich an, und die fünf Unschuldselgen erwecken den Eindruck von Geschöpfen, die soeben aus den Wolken auf eine Erde gefallen sind, auf der, entgegen ihren Erwartungen, etwas Wichtiges gründlich schiefgelaufen ist. «Ich bitte Sie», komme ich zum Schluss, «geben Sie die Sache weiter an die Geschäftsleitung, sie gehört auf eine Traktandenliste.»

Denjenigen meiner Mitschwester, denen die gleichen oder ähnliche Erfahrungen zuteil werden, kann ich nur raten: zurück-

geben, reden! Oder zurückschicken, mit einem Begleitbrief. Ich garantiere ein Hochgefühl, das Schleusen öffnet. Für die Männer ist die Sache schwieriger. Kleine Probleme liegen ihnen nicht, sie lösen die grossen. Das liest man ja täglich in der Zeitung. Aber irgendwie sollten sie doch zu motivieren sein. Vielleicht so: Eine bescheidene Aktion wie die meine ist ja mit einem Augenschein verbunden. Und ich versichere, ehrlich: Die fünf jungen Damen waren wirklich alle ausnahmslos – sehr hübsch!

Grüti

Das hat uns gerade noch gefehlt!

Zum Wandern haben wir die roten Socken und die beige Wanderhosen. Den Aerobic-Dress mit den geringelten Wadenwärmern kennen wir auch; dieser Sport ist jedoch ziemlich passé. Für den Breakdance benötigen wir Knie- und Ellenbogenschoner – neben Dächlimütze oder Stirnband. Dass die Skimode jedes Jahr etwas Neues bringt, ist selbstverständlich. Und dass man Mühe hat, sich aus dem Einteiler herauszuschälen, wissen wir auch. Wer modisch sein will, muss eben leiden.

Vor Jahren hiess es, zum Langlaufen genüge ein Trainer. Das ist vorbei. Der Langlaufdress wurde geschaffen, und selbstverständlich kommen jedes Jahr neue Modelle auf den Markt. Auch vom Jogging hiess es, dafür genüge ein Trainer. Aber kürzlich sah ich ein Inserat – für einen Jogging-Dress. Das musste ja kommen.

Es gäbe noch viele Möglichkeiten, uns zum Kauf von etwas im Grunde Unnötigem zu bringen. Hier einige Anregungen: Wo bleibt der Tischtennis-Dress? In einem normalen Tenniskostüm wird man kaum Tischtennis spielen wollen. Für den «grossen» Tennissport gibt es eine vielfältige Sportgarderobe. (Man denke nur an das Spitzenhöschen, das seinerzeit ein weiblicher Tennistar trug und das so viel Staub aufwirbelte!) Wo bleibt aber der Tischtennis-Dress? Und wie steht es mit dem Rollschuhanzug? – Auch hier eine Marktlücke!

Sollten wir uns nicht auch für unsere Tätigkeiten im täglichen Leben entsprechend anziehen?

Den «Duster» gibt es bereits; wie der Name sagt, handelt es sich um ein Staubwischkleid. Was ziehen wir aber zum Staubsaugen an? Was zum Abwaschen? Dort schlummern doch bisher noch ungenutzte Möglichkeiten, Textilindustrie und Modekreatoren zu beschäftigen. Weshalb haben wir in unseren Schulen keine Uniformen? Da sind uns die Briten und einige Entwicklungsländer voraus: In Brasilien, beispielsweise, besitzt jedes Kind seine Schuluniform. Dass viele Kinder nicht zur Schule gehen können, weil ihre Eltern kein Geld haben, um die vorgeschriebene Uniform zu kaufen, sei nebenbei bemerkt.

Hedy Gerber-Schwarz

Mein Kompliment

Es war in den ersten Zeiten der versiegelten Parkettböden. Ich hatte grosse Freude am pflegeleichten Boden, aber es schien mir, man müsse doch etwas tun, um seinen übernatürlichen Glanz zu erhalten.

Also ging ich in die Drogerie, um ein Pflegemittel für versiegelte Parkettböden zu kaufen. Der junge Verkäufer überlegte kurz und erklärte resolut, versiegelte Parkettböden brauchten keine Extrapflege. Er verkaufte mir nichts und verdiente auch nichts an mir. Ich hatte es offensichtlich mit einem aufrichtigen Menschen, aber mit einem schlechten Verkäufer zu tun. Er wird es wohl noch lernen, dachte ich damals.

Dieser «schlechte» Verkäufer kam mir kürzlich in den Sinn, und jetzt bin ich gar nicht mehr so sicher, dass er es noch «gelernt» hat.

Wiederum stand ich in einer Drogerie. Diesmal wollte ich ein scharfes Mittel kaufen, um die Badewanne zu entstopfen. Die Verkäuferin wollte mir nichts verkaufen. Sie bat mich vielmehr, im nahen Warenhaus einen Stöpsel zu erstehen und vorerst zu versuchen, die Badewanne auf diese einfache, harmlose Weise zu entstopfen. Ich nahm mich an der Nase, kaufte den Stöpsel und wandte ihn mit Erfolg an. Es ging ohne Gift, und erst noch billiger.

Ich mache dem jungen Verkäufer von dazumal und vor allem der verantwortungsvollen Verkäuferin von heute ein grosses Kompliment.

Dina